

JUSTIN LARUTAN

Tod im Europaviertel

Kriminalroman

SPANNUNG

GMEINER



DB

JUSTIN LARUTAN
Tod im Europaviertel

MORD MIT TIEFGANG Stuttgart im Herbst 2015. Der notorisch klamme Privatdetektiv Frank Vodenka hat ein großes Problem mit seinem aktuellen Fall. Ausgerechnet sein bisher bestbezahlter Auftrag stellt sich als der seltsamste heraus, mit dem er es je tun hatte. Auf Wunsch der Mutter des verstorbenen Sonderlings Daniel Lebrecht soll er die Hintergründe des nächtlichen Sturzes des Mittvierzigers von einem Baukran aufdecken. Seine Auftraggeberin, eine vornehme Hanseatin und Freundin der schwer erkrankten und deshalb verhinderten Mutter, ist im Gegensatz zur Polizei fest überzeugt: Es war Mord. Als Beweis führt sie umfangreiche Aufzeichnungen an, die Lebrecht hinterlassen hat. Obwohl außer Lebrechts schriftlich fixierter Paranoia wenig für die Mordthese spricht, bleibt Vodenka an der Sache dran, bis er bemerkt, dass auch er beobachtet wird. Im Verlauf seiner Ermittlungen stellt der Detektiv unter tatkräftiger Unterstützung seiner neuen Freundin Meike fest, dass bei diesem Fall überhaupt nichts so ist, wie es zu sein scheint.



Justin Larutan, geboren in Stuttgart und aufgewachsen in der Region, hat bereits diverse Beiträge in Literaturzeitschriften veröffentlicht. Darüber hinaus schrieb er regelmäßig über Literatur und popkulturelle Themen, u. a. als Herausgeber des 1992 gegründeten Harakiri-Kulturmagazins, für die ZEIT und das Stuttgarter Stadtmagazin lift. Justin Larutan war bereits als DJ, freier Journalist und Lektor tätig. Derzeit doziert der Autor als wissenschaftlicher Assistent für Kulturtheorie/Kunstgeschichte an der Stuttgarter Merz Akademie. Nach dem Lieblingsplatz »Land der Tüftler und Denker« und dem kriminellen Freizeitführer »Mörderisches Stuttgart« ist »Tod im Europaviertel« sein erster Krimi im Gmeiner-Verlag.

Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:
Mörderisches Stuttgart (2017)

JUSTIN LARUTAN

Tod im
Europaviertel

Kriminalroman

SPANNUNG

GMEINER



Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @GmeinerVerlag

Instagram: @gmeinerverlag

Twitter: @GmeinerVerlag

Besuchen Sie uns im Internet:

www.gmeiner-verlag.de

© 2018 – Gmeiner-Verlag GmbH

Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch

Telefon 075 75 / 20 95 - 0

info@gmeiner-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2018

Lektorat: Christine Braun

Herstellung: Julia Franze

Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © CPN / Fotolia.com

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8392-5793-7

Hüte dich vor Menschen, denen jeder Zweifel fremd ist.
Lebrecht

Personen und Handlung sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Die im Buch geäußerten Meinungen und politischen Ansichten geben in keiner Weise die Ansicht des Verfassers oder des Verlags wieder.

Ausdrücklich weist der Autor darauf hin, dass die Angaben zum Tunnelverlauf des Bauprojekts Stuttgart 21 bewusst falsch sind, um Nachahmer abzuhalten. Auch die Darstellung der Chronologie der Ereignisse rund um die in den Medien sogenannte »Flüchtlingskrise« entspricht bewusst nicht den Tatsachen.

PROLOG

Schönheit, das ist nichts anderes als Kraft, gepaart mit Eleganz. Im Zweifel tödliche Eleganz. Das Schöne ist gefährlich ...

Wulfs Augen folgen dem graziilen Sprung der Katze aufs Fensterbrett. Sie blickt ihn mit der Direktheit des Tieres an, instinktiv wissend, er ist der Einzige im Raum, der auf sie achtet.

Es herrscht ein Lärmpegel wie in einer Kneipe, alle reden durcheinander. Dabei sitzen kaum 20 Leute um die festlich dekorierte Tafel in Möglingen. »Die anderen sind längst begraben«, hat Oma ihn lächelnd begrüßt. Sein Onkel Matthias, der aufs Erben aus ist, wie jeder weiß, fügte launig hinzu: »Die Einschläge werden langsam dichter, was?«

Obwohl Wulf seit einer Stunde hier sitzt, taucht er nur langsam in die eigenartige Atmosphäre ein. Viel helles Holz überall, auch an der Decke. Wie jedes Jahr am 4. November wird groß Geburtstag gefeiert. Schauplatz des Ereignisses ist traditionell Omas Häuschen im Bornrain; sie und ihre um eine Stunde ältere Zwillingsschwester Marie feiern heute den Beginn ihres 91. Lebensjahrs. Nach dem fast zeitgleichen Tod ihrer Ehemänner vor zwölf Jahren sind sie hierhergezogen, weil in Ludwigsburg für Leute ihres Alters »einiges los« sei: Blühendes Barock, Kürbisausstellung, Schlossfestspiele, Weihnachtsmarkt. Die Feier findet bei Oma statt, weil die Wohnung der Schwester viel zu klein sei, wie sie sagt. Familie. Der Hefeteig der Gesellschaft.

Irgendwer erzählt eine Geschichte von früher, die anscheinend lustig ist. Alle lachen, am lautesten Dagmar, Omas ehe-

malige Nachbarin aus Hochdorf, deren Organ eine Art Wiehern erzeugt, das den Tisch erbeben lässt.

Soso, denkt Wulf gelangweilt und beobachtet weiter das Tier auf dem Fensterbrett. Es ist schwarz mit einem kleinen weißen Fleck auf der Brust.

Eine Mutter sieht doch, was ihr Kind denkt: Der Junge fühlt sich nicht mehr wohl daheim. Es ist eine Schande! Wie er dasitzt, wo alle fröhlich sind, und keine Miene verzieht, was hat er sich verändert! So viel muss passiert sein in den Jahren im Osten. »In Mitteldeutschland!«, hätte er sie früher korrigiert. Aber heute sagt er gar nichts mehr, und er erzählt auch nichts von seiner Zeit in Thüringen und Sachsen. Sie kommt nicht mehr an ihn heran.

Er denkt wohl, sie würde ihn nicht verstehen. Dabei ist sie ihres Vaters Kind, und deshalb versteht sie Wulf vielleicht besser, als er es selbst tut: nämlich dass ihr Vater den Enkel mit seinem ewigen »Deutschland über alles« angesteckt und ihn von klein auf ganz verrückt gemacht hat. Andauernd haben sie zusammengesteckt, und schon als der Junge noch die Grundschule im Löscher besuchte, war es immer nur um den Krieg gegangen. Wie hat sie das gehasst! Das ist doch alles lange vorbei, Gott sei Dank!

Wie versteinert sitzt er jetzt da. Sie erinnert sich an die Bücher, die sie unter seinem Bett gefunden hat, da war er 17. Verbotene Bücher. Bestimmt von dem alten Sturkopf. Später, als das dann groß im Fernsehen war mit diesen rechten Terroristen und ihren Morden und sie überall nach Unterstützern suchten, da war ihr erster Gedanke gewesen: Hoffentlich hat mein Wulf damit nichts zu tun! Bloß damit nicht! Sie weiß, wie er über Ausländer denkt. Und sie spürt auch, dass er immer noch so ist, auch wenn er nichts sagt. Diese

neue Partei, von der sie im Fernsehen dauernd reden, wahrscheinlich ist sie ihm noch zu wenig radikal. SDV – »Stimme der Vernunft«, was für ein Name!

Wie hat sie gehofft, dass sich das einmal auswachsen würde bei ihm mit diesem rechten Zeug. Aber es scheint eher schlimmer geworden zu sein, heute sagt er überhaupt nichts mehr, wenn Matthias und die anderen mit ihrer ewigen Politik anfangen; das ist kein gutes Zeichen. Wenn sein Vater noch leben würde ...

»Ich geh kurz an die frische Luft«, sagt er. Nur Mutter scheint ihn gehört zu haben, sie nickt ihm aufmunternd zu. Wulf schiebt sich an der reichhaltig gedeckten Tafel vorbei zur Tür hinaus und setzt sich in den Wagen. Zielloos fährt er umher, erst in Richtung Asperg, dann nach Tamm. Vor Markgröningen hält er. Draußen ist es überraschend mild, sodass er tatsächlich ein paar Schritte geht. Am Leudelsbach entlang, hier kann man wandern bis zur Enz, auf der im Sommer die Kanus verkehren. Ihn packt der Ehrgeiz, und er hält sich nach einer Kehre scharf rechts, klettert einen ehemaligen Weinberg empor; steil geht es eine Art Heide-landschaft hinauf, alle Gewächse am Boden wirken bleich und verwaschen wie ein schlecht gemaltes Bild. Er kommt ins Schwitzen.

Oben im Wald sieht er die Sonne in dem dramatischen Schauspiel hinter bunten Blättern untergehen, wie es nur der hiesige Herbst bereithält, und die letzte feuchte Lauheit wird bald empfindlicher Kälte weichen. Zerschleißende Nebelschwaden öffnen sich hier und da dem jähem Blau des Himmels. Nach gut fünf Minuten ist der Waldrand wieder erreicht. Vor ihm liegen weite, abgeerntete Felder, auf denen sich die Krähen gütlich tun, und hinten, am Hori-

zont, verblasst die Stadt, eine kobaltfarbene Fläche, die mit dem Blaugrau der tief hängenden Wolken und dem Hohenasperg im Vordergrund verschwimmt. Mit jedem Schritt und der frischen Luft fühlt Wulf sich besser. Auf dem Rückweg, inmitten einiger Weinberge ist es – nur einige steile steinerne Treppen und Holzhäuschen unterbrechen die Regelmäßigkeit der Rebenreihen, darüber die bewaldeten Hügel –, als ihn die Rührung übermannt: Heimat!

Im Tal die Kläranlage, doch vor seinem geistigen Auge leuchten dort unten Kirchtürme über malerischen Dörfchen, es scheint ihm mit einem Mal schlagend, dass man sie im hiesigen Sprachgebrauch einst »Flecken« nannte. Wulf sieht sich die brennenden Augen aus, bis ihn gnädiges Dämmerlicht umgibt.

Der Spaziergang dauerte länger als gedacht; ihn zieht auch wenig zurück. Vor dem Haus im Bornrain ist es bereits tiefe Nacht. Der Regen fällt wieder in der gewohnten Intensität. Auf seinem Parkplatz stehen zwei Wagen der Caritas, sogenannte Bufdis sind gekommen, die zwei der alten Damen nach Hause ins Heim bringen werden. Onkel Matthias steht mit einem jungen Mann in bunt kariertem Jackett vor der Tür, er raucht.

»Wulf, da bist du ja! Das ist Volker, der Mann von Dagmars Jessica, aus Frankfurt. Lass dir von ihm erzählen, wie man mal eben zu ein paar Millionen kommt! Hochinteressant!« Matthias klopf ihm kurz auf die Schulter, drückt seine Zigarette aus und geht zurück ins Haus.

Unschlüssig steht Wulf vor dem jungen Millionär. An Dagmars jüngste Tochter erinnert er sich vage, sie hat in Hochdorf im Hof gespielt, wenn er sonntags nach einer durchzechten Nacht bei Oma nach dem Rechten gesehen

hat. Dass sie inzwischen im heiratsfähigen Alter sein soll, überrascht ihn: Wie die Zeit vergeht ...

Allzu viel älter als 30 ist ihr Gatte nicht. Die Nacht steht unbewegt in der ruhigen Seitenstraße. Kalt faucht der Wind durch das Gebälk der offenen Holzgarage.

»Ja, ich gehöre zu den Gewinnern der Finanzkrise«, stellt er sich vor, grinst und gibt ihm die Hand. »Ich bin ein Shorty.« Wulf runzelt die Stirn, der Typ zieht an seiner Nelkenzigarette und erklärt ungefragt: »Das sind Leute, die an der Börse auf fallende Kurse setzen.«

»Damit kann man Geld verdienen?«

Der andere lacht. »Der war gut! Gerade geht es wieder runter, seit Monaten. Die Kurse fallen, weltweit; der DAX hat in kurzer Zeit über 20 Prozent verloren. Noch vor fünf Jahren stand er bei über 12.000, zurzeit dümpelt er unter 9.000. Die Liste der Verlierer ist lang, und lauter große Namen stehen drauf. Ich aber habe in dieser Zeit um die 12.500 Prozent Rendite gemacht! Das ist, was man einen Shorty nennt.«

Wulf schaut sich diesen Volker genauer an. Frankfurt, solche kennt man ja zur Genüge! Nur klein ist er nicht. Das Geld sieht man ihm nicht an, er wirkt wie ein durchschnittlicher Student in einem teuren, aber zu weiten Jackett. Gut, seine Armbanduhr ist sicher nicht billig gewesen, er trägt bestimmt Markenware, aber vor allem ist sein Äußeres betont unauffällig. Die widerliche Nelkenzigarette ist das einzig Ausgefallene.

»Weißt du«, plaudert er weiter, »auf der einen Seite des großen Börsenspiels stehen die unverbesserlichen Optimisten, auf der anderen die Schwarzseher, also die Realisten. Leute wie ich. What has come up, will have a fall. Das ist das mit den Bären und Bullen, wirst du kennen.«

Der Typ erinnert weder an das eine noch an das andere, der Wohlstandsspeck fehlt. »Du wirkst gar nicht pessimistisch«, sagt Wulf, um überhaupt etwas zu sagen. Ihn interessiert nur, wie er das unliebsame Gespräch schnell beendet. Den Wirtschaftsteil der Zeitung verwendet er höchstens, um nasse Stiefel auszustopfen. »Man scheint davon leben zu können ...«

Der Junge merkt, dass sein Gegenüber das Thema nicht interessiert, und sagt: »Übel, das mit dem Anschlag in Frankreich, nicht? In dem Viertel war ich schon, letzten Herbst.«

Wulf brummt: »Ja, schlimm, was die sich herausnehmen!«

Der andere lacht. »So kann man das auch sehen. Aber was willst du tun?«

Wulf denkt an Sven, den Idioten, und an den Kerl im Wald. Was ich tun will? Wenn nur zehn von einer Million so genau wüssten wie ich, was zu tun ist, stünde es anders um dieses Land! Er winkt ab und wechselt das Thema, am besten wieder die Börse. Er darf keinen Verdacht auf sich lenken. Deshalb faselt er etwas vom Euro und Griechenland und gratuliert zum leicht verdienten Geld.

»Leicht verdient? Mann, du hast keine Ahnung! Du bezahlst mit deinem Leben! Vier Jahre gab es nur die Märkte für mich. Keine Freundin, kein Sport, kein Buch, kein Fernsehen. Welcher Film macht Spaß, wenn du alle paar Minuten die Kurse checken musst? Alle guten Trader verlieren den Kontakt zum Leben; sie führen eine Existenz als Börsen-Nerd, jede Sekunde vom Auf und Ab der Märkte bestimmt. Das lässt dich nicht los unter der Dusche, nicht im Bett und noch nicht mal auf dem Klo. Man ist wie besessen! Zehn Jahre, und du bist ein psychisches Wrack!«

Wulf schaut ihn an. Kein Zweifel, das ist ihm ernst! Leid tut er ihm trotzdem nicht. Eher erinnert er ihn an eine der

Motten, die um die Straßenlaterne schwirren und endlich hineingelassen werden wollen in ihre Bestimmung – als verqualmter Schmutzleck mit versengten Flügeln zu enden.

»Was machst du?«

Wulf rattert seine Standardphrasen herunter, Lehre, Bundeswehr, Selbstständigkeit in Sachsen, jetzt Ausbilder in einem großen Stuttgarter Wachschutzunternehmen.

»Etwas weitergeben, das ist gut! Und die Branche wird immer wichtiger! Da hast du alles richtig gemacht.«

Keine Spur von Ironie: Er scheint das genau so zu meinen. Das Lob schmeichelt Wulf trotz allem, was sie trennt. Er wird, wenn er nicht unter Kameraden ist, selten gelobt, schon gar nicht in dem Landstrich hier, wo man es seit Generationen mit der Maxime hält: »Nicht gescholten ist genug gelobt.«

Nachdenklich sagt der Junge: »Ich wollte immer studieren ... Aber ich hatte nie Zeit!« Er erzählt von dem immensen Arbeitsaufwand, der »dazu gehören« würde. Der Tag begänne um 6 Uhr morgens mit dem Studium der Nachrichten und der neuesten Daten. Jetzt würde getradet, erst der DAX, dann der Dow. Der US-Index schlösse um 22 Uhr. Feierabend aber sei noch lange nicht, die Börsen in Asien und Australien machten ja gerade erst auf ... Nachtschichten seien unausweichlich, schon wegen der Risikopapiere, die man bis zum Morgen halten müsse. Kurz: Man ginge an die Grenzen seiner Belastbarkeit.

Die Fernseher in den Häusern tauchen die umliegenden Gärten in traumweiches Blau, ein einparkendes Auto wirft einen gespenstischen Lichtkreisel auf das Gesicht seines Gegenübers. Zerfetzt und zersplittert hängen letzte Nebelschwaden in den riesenhaften Buchen des benachbarten Friedhofs. Zeit, hineinzugehen.

Wulf kneift die Augen zusammen und murmelt tonlos: »Ja, man hat es nicht leicht.« Ihm ist kalt, sodass ihm das kleinbürgerliche Idyll, das hinter Omas bernsteinfarbener Rauchglastür schimmert, fast schon verlockend erscheint. Ludwigsburg, ein Stück Heimat!

Die Gestalt zwischen ihm und der Tür plappert unverdrossen weiter: »Als es wieder aufwärtsging, musste ich nur der Herde folgen. Aber jetzt ist Schluss!«, verkündet er. »Ich habe mehr Geld gemacht, als Jessica in den nächsten 50 Jahren ausgeben kann, wenn ich es einigermaßen vernünftig anlege.« Er lacht.

Wulf ertappt sich, wie er zu rechnen beginnt: Angenommen, seine Eltern hätten ihm 20.000 Euro geschenkt, das wäre das Startkapital gewesen. Das macht dann ... Er hat es nicht so mit Prozentrechnen. Für den kirschroten Ferrari mit Frankfurter Kennzeichen, der in der Auffahrt steht, hat es jedenfalls gereicht! Der Junge ist seinem Blick gefolgt und bietet ihm eine Probefahrt an. Wulf lehnt höflich ab. Laute Autos interessieren ihn nicht.

»Jeder Anleger tut gut, sich nicht von der Panik der anderen anstecken zu lassen – gerade jetzt, bei diesen ganzen Irren, die überall Unschuldige ermorden.«

Sprühregen und Streulicht verleihen der Szenerie etwas Unwirkliches, sodass Wulfs Gedanken abdriften. Im Kreise gehen sie wie die ersten Schneeflocken im Schein der Laterne. Schatten werfen keine Schatten, denkt er endlich und weiß nicht, wie er darauf kommt. Anscheinend ist auch dem anderen kalt, er schüttelt sich, beinahe wie ein nasser Hund. Der Anblick zwingt Wulfs Gedanken von Sven in die Gegenwart zurück.

Sein neuer Freund ist beim IS angekommen und dem Aufstieg der Rechtspopulisten, wie er sie nennt. Er steckt

sich noch ein Nelkending an und analysiert die »Flüchtlingskrise«; da sei er ganz bei der Kanzlerin.

»Über eines lasse ich nicht mit mir diskutieren; käme es in diesem Land zu einer Diktatur, oder sie wollten mir an mein Geld, von wegen Umverteilung – selbstverständlich würde ich das Menschenrecht für mich beanspruchen, von einem anderen Land der Erde, in dem es gerechter zugeht, aufgenommen zu werden. Und das muss ich auch jedem anderen zugestehen, weil ...«

Inzwischen ist Matthias zurück; er hat sich seine nächste Zigarette angesteckt und unterbricht den Jungen, leutselig wie immer: »Oh, da kenne ich aber ein paar Leute, die das anders sehen! Die sagen: Ein jeder an seinem Platz! Die natürliche Ungleichheit von Völkern sei eine Lebensatsache wie die Ungleichheit der Menschen. Die Völker seien über Jahrtausende gewachsene organische Gemeinschaften, mit unveränderlichem Charakter, etwas Gewachsenes, in das man nicht jeden aus einer völlig anderen Kultur einfach hineinpflanzen könne. Sie sagen, man würde gerade Tag für Tag sehen, dass das nicht gehe.«

»Und unsere selbstverständlich die beste Kultur von allen ist ...«, grinst der Börsianer.

Matthias bleibt ernst: »Das ist ja nicht meine Meinung! Aber ich höre das jeden Tag. Also, ich bin auch Patriot. Bloß der Unterschied ist, und deshalb kann man mit solchen Leuten auch nur begrenzt diskutieren: Die meinen das buchstäblich, für die ist Deutschland eine Insel. Aber so funktioniert das Ganze heute nicht mehr, denk an unsere erfolgreichen Unternehmen hier in Baden-Württemberg, die exportieren in alle Welt. Da muss man doch ...«

»Und erst der ständige Verweis dieser Herren auf die Natur und das angeblich Natürliche; das soll nur ihre eige-

nen Widersprüche verdecken!«, unterbricht ihn seine ältere Schwester: Gitta ist unbemerkt dazugekommen; sie hat kurzes, mit Henna gefärbtes Haar, ist Buchhändlerin und hält es als Einzige in der Familie bekennendermaßen mit den Roten; damit ist sie Wulf ein Dorn im Auge, seit er denken kann.

»Ich meine, Volk und deutsche Identität als ›natürliche‹ Größen – und trotzdem ›Angst vor Überfremdung‹ haben, wie passt denn das zusammen? Es ist bequem zu sagen: Das, was ich will, ist der Wille der Natur, die natürliche Ordnung der Dinge. – Und jetzt wollen sie auch noch die Kultur zu etwas Natürlichem machen, von wegen Ethnopluralismus und so, behaupten eine homogene deutsche Kultur, die sie schützen wollen, dabei ist Kultur doch gerade all das Erlernete, der Gegenbegriff zur Natur schlechthin!«

Wulf ballt die Faust in der Manteltasche. Er spürt, wie Gittas Worte ihn aufregen. Ihm kommt in den Sinn, was Dagmar vorhin mit vielsagendem Blick geraunt hat, dass sie mit einer Frau liiert sein soll. Die Schweinerei glaube ich ungesehen. Aber ich lasse mich nicht provozieren, nicht von dir!, denkt er. Ich bin keiner wie Sven, der erst zuschlägt und dann nachdenkt, ich halte es lieber umgekehrt. Und eines Tages ...

»Besonders haben sie's mit der angeblich natürlichen Ungleichheit der Geschlechter. Ein Mann sei ein Mann und eine Frau eine Frau, basta!«

Sie meint das tatsächlich ironisch! Merkt sie, was sie da sagt: Den Satz »ein X ist ein X« bezweifeln? Aber so sind sie, diese intellektuellen Wortverdreherinnen, immer wollen sie einem ein X für ein U vormachen! Früher hat er noch mit ihr diskutiert, hat es zumindest versucht, aber solche

wie sie drehen einem das Wort im Mund herum und behalten immer Recht.

Was Wulf nicht mehr macht, übernimmt heute Matthias: Er widerspricht seiner Schwester, redet vom Genderwahn, der ihn ja auch nerve: »Männlichkeit, das ist kein ›soziales Konstrukt‹, sondern eine Tugend! Und die richtige Toilette haben wir auch ohne diese Professorinnen noch immer gefunden, nicht?«

»Gratuliere, mit dieser Ansicht bist du in bester Gesellschaft.«

»Gitta, schieb mich bloß nicht wieder in die rechte Ecke! Was mich und meine Partei von diesen Leuten trennt, ist, dass wir Realisten sind. Ihr Abscheu gilt allem Vermischten; das lesen sie als ›unrein‹, damit müsse aufgeräumt werden. Aber dieses Land ist kein Wohnzimmer, das man mal eben staubsaugen kann! Es gibt immer solche und solche, wie der Schwabe sagt, und damit muss man leben. Deshalb glauben wir in meiner Partei an die Toleranz der Mehrheit in gesundem Maß und an die Möglichkeit der Integration der Minderheit, selbstverständlich ebenfalls in gesundem Maß. Eine vernünftige Obergrenze zum Beispiel ...«

Wulf hat ganz verdrängt, dass Matthias inzwischen im Ludwigsburger Gemeinderat sitzt. Obergrenze – wenn das dein Immunsystem auch so halten würde, wärest du längst elendiglich krepirt, denkt er. Er erinnert sich an die Nachmittage mit seinem Großvater in dessen Gartengrundstück, wie der alte Mann es ihm, dem Kind, geduldig erklärt hatte. Das sei ähnlich wie beim Bäumeschneiden, das Schwache, Fremde, Kranke müsse weg, damit das Starke, Eigene, Gesunde in vollem Saft erblühen kann. Oft hat er ihm vom Krieg erzählt: Er hatte die Ehre des Vaterlands bis zuletzt gegen Stalins Horden verteidigt. Sein Tod mit über 90, an

einem Novembertag vor fünf Jahren, war einer der traurigsten Momente in Wulfs bisherigem Leben. Was würde ich dafür geben, wäre er noch hier. Ein stummer Blick zwischen ihnen würde genügen! Aber sein Erbe lebt fort ...

»Du bist ihnen auf den Leim gegangen, lieber Matthias, merkst du das nicht? Sie haben lange auf ihre Chance gewartet, diese Leute, jetzt ist sie da. Und erstaunlich viele Leute springen auf ihre Parolen an.« Wieder Gitta, mit Blick auf ihren Bruder.

Wulf krampft sich der Magen zusammen, ihm fällt ein, dass er noch nichts gegessen hat.

Auch der Junge wirkt plötzlich nervös und tastet sein Jackett ab. »Oh, ich habe mein Telefon im Haus gelassen – ich muss schauen, wie Singapur öffnet. War nett, mit dir gesprochen zu haben!« Er gibt Wulf die Hand.

Sie gehen hinein und überlassen die Geschwister ihrem alten Streit. Weil ihn niemand beachtet, setzt Wulf sich in eine nach dem Abgang zweier älterer Damen verwaiste Ecke, nimmt ein übrig gebliebenes, schon leicht matschiges Stück Schwarzwälder Kirsch und denkt noch kurz an diesen Jungen, den er nie wiedersehen wird. Was dem fehlt, bei all seinem Geld, ist eine Vision des Rechten im Leben, etwas, wofür es sich zu kämpfen lohnt, davon ist Wulf überzeugt. In solchen Momenten ist er glücklich, ein Freier Radikaler zu sein.

Als das Prepaid-Telefon in seiner Manteltasche vibriert, denkt er zuerst an ein eingeschlafenes Bein, er hat vergessen, dass er es dabei hat. Sofort beginnt sein Puls zu rasen. Er entschuldigt sich und hastet nach draußen.

Georg berichtet, dass die lästige Angelegenheit in der Waldebene erledigt sei. Ein Glück!

»Wo habt ihr ...?«

»Cannstatt, am Neckarufer.«

»Gut.«

»Wird noch ein bisschen Wellen machen, die Sache. Aber wir haben dank Michaels Hilfe alles im Griff. Und Meinhardt hat sich umgehört: Der syrische Kulturbereicherer hatte zum Glück genug Ärger mit seinen eigenen Leuten. Ich sach ma', Glück im Unglück! Und unser Küken, das muss ich schon sagen, hat bei der ganzen Sache wirklich kühlen Kopf bewahrt und damit seinen Fehler wiedergutmacht!«

Sven, das Zweimeterküken! Wulf hält Georgs Schützling schlicht für einen Idioten, nicht nur wegen seiner ewigen Weibergeschichten. Er war von Anfang an dagegen, einen solchen Hooligan an Bord zu holen, einen, der bei der Arbeit als Unterhemd ein Breivik-T-Shirt trägt, ein 88-Tattoo hat ... Solche prahlerischen Dummheiten mag Wulf nicht mehr, denn Leute wie Sven und sein dummer Aktionismus gefährden den ganzen Plan.

»Wie steht es mit dem Video?«

»Norbert sagt, es ist fertig, also die Bildspur. Der IS stellt so etwas täglich ins Netz, Bekennervideos. Fehlt nur noch der Ton. Jörg hat einen guten Mann an der Hand, der hat ein Tonstudio. Wir werden das total realistisch hinkriegen, die Hintergrundgeräusche nehmen wir aus anderen Videos, original Syrien.«

»Vertrauenswürdig?«

»Unbedingt, ein Kamerad.«

Im Geist notiert Wulf: überprüfen! Er hat persönlich ein paar Leute vom Thüringer Heimatschutz gekannt, die auch sehr vertrauenswürdig schienen, und hinterher hatte sich herausgestellt ...

»Na ja, das Video ist nicht so wichtig. Die schreiben dann

sowieso: »Die Identität kann nicht bestätigt werden.« Aber überall wird stehen: »IS tötet in Deutschland. 350 Opfer!« Das ist, was zählen wird, und das Timing: sechs Wochen vor der Wahl. Und kein Bezug zu uns.«

Georg wird feierlich: »Bald geht es los ... Es ist wie ein Traum! Aber hätte vor einem Jahr wer gesagt, dass ein Mann wie Bannon heute einen Präsidentschaftskandidaten fürs Weiße Haus berät, jeder hätte gesagt: Du spinnst!«

Wulf kennt diesen Amerikaner nicht und hält nicht viel von den USA; für ihn bleiben das Besatzer, und es ist klar, wer dort die Strippen zieht. Daran ändert auch nichts, dass Norbert den Mann gut findet und ihn daran erinnert hat, dass sogar der Führer in den Jahren der Bewegung einst große Stücke auf die gesunde Kraft der Vereinigten Staaten gehalten habe. Und Georg plappert Norbert immer alles nach. Da hält er selbst sich lieber an Meinhardt, der sagt, eine Internationalisierung des Kampfes sei notwendig, aber sie bleibe Mittel zum Zweck. Deshalb ist Wulf auch so stolz: Das alles, die »Aktion September«, ist sein Plan, und Meinhardt hat keine Einwände! Nicht wie bei Böhnhardt und Mundlos, reiner, sinnloser Aktionismus – sie werden Geschichte schreiben. Deutschland, erwache!

»Und was macht unser Luftikus?«

»Jörg? Das läuft, definitiv! Die Testphase ist jetzt abgeschlossen. Wir brauchen zwei Drohnen, bisschen Zunder und die Störsender. Und unser ADS. Ist alles geprüft. Wenn eine Maschine unmittelbar vor dem Aufsetzen ist, können die nicht mehr reagieren.«

Wulf versteht die technischen Zusammenhänge der Wärmegeschosse nicht ganz, irgendetwas mit Mikrowellen. Dafür gibt es Leute wie Jörg, den Kameraden aus Pforzheim. Auf ihn ist hundertprozentig Verlass.

Wulf, Jörg, der Techniker, Georg, der Mann fürs Grobe, Michael, der Politiker, Norbert, der Theoretiker, und Meinhardt, der Mann im Hintergrund, ihr »Spiritus Rector« seit jeher – sie bilden die Kerntuppe. Ein starkes Radikal im nationalen Widerstand! Nach außen hin ohne jede Beziehung zueinander agieren sie schnell, beharrlich und effektiv – niemand sieht sie je zusammen, es existieren keinerlei Datenspuren ihrer diversen Kontakte, keine Festnetz- oder Mobiltelefonate, alles genau so, wie es ihnen Meinhardt immer wieder eingebläut hat. Die einzige Verbindung ist ihre gemeinsame Zeit beim Bund, und das ist 25 Jahre her. Wer sollte das heute noch überprüfen?

Wulf verfällt in nostalgische Erinnerungen: Das war eine wilde Zeit des Aufbruchs damals, die Wende, der Triumph von Rom, dann die Jahre des beharrlichen Aufbaus im Osten, Rostock-Lichtenhagen, Hoyerswerda, Greifswald, die »freien Kameradschaften« und die ersten »national befreiten Zonen«. Sie waren jung, Kinder noch fast, und voller Enthusiasmus ... Aber sie wären allesamt nicht da, wo sie heute sind, hätte Meinhardt sie dann nicht entschlossen unter seine Fittiche genommen!

Seine wichtigste Regel lautet: Wir kämpfen nicht im Untergrund, aber alles, was wir gemeinsam als Freie Radikale tun, ist geheim und wird geheim bleiben; nach außen hin kennen wir uns nicht einmal. Keiner aus ihrem Kreis ist mehr bei einer Veranstaltung unterm schwarz-weiß-roten Banner gewesen, seit fast zehn Jahren geht niemand von ihnen auf die einschlägigen Demos und Konzerte. Manchmal fällt Wulf das schwer, dieser erzwungene Verzicht auf den Kontakt mit Gleichgesinnten. Wenn er an die Gemeinschaft der Nächte im »Kolbstüble« in seiner Jugend denkt, das waren große Zeiten ... Aber die Regeln sind wichtig,

das hat Meinhardt ihnen die ganze Zeit eingeschärft. Seit jeher betont er: »Der Kampf wird Jahre, vielleicht Jahrzehnte dauern. Und ist der Sieg der nationalen Sache einmal gewiss, werden wir bescheiden bleiben.«

Diese Strategie bestimmt ihren Alltag: Bei der Arbeit achten Wulf, Georg und Sven darauf, kein Wort miteinander zu wechseln, und die Kollegen denken, besonders bei Wulf und Georg, die beiden könnten nicht miteinander, ein Glaube, in dem Wulf sie nach Kräften bestärkt. Ihre gesamte Kommunikation läuft über Prepaidhandys und anonyme Chatrooms im Darknet, Treffen finden nur einmal im Jahr statt, meist im Elsass; Wein und der gute Geist von Schlettstadt beseelen dann ihre gemeinsamen Camping-Abende.

Man kann inzwischen nicht vorsichtig genug sein, die Szene ist von Spitzeln und V-Leuten durchsetzt, weswegen sie sich alle seit Jahren bei den einschlägigen Veranstaltungen rarmachen. So arbeitet jeder an seinem Platz am großen Plan: Norbert bei der ethnopluralistischen Bewegung, mit seinen Verbindungen nach Frankreich und zur »Alt-Right«-Bewegung in den USA, Wulf und Georg nach ihren Jahren in Sachsen beziehungsweise Thüringen mit ihren Beziehungen zu den dortigen »freien Kameradschaften«, Jörg mit seinen Kontakten zu den Pforzheimer und Heilbronner Gruppen und Michael bei der Burschenschaft und jetzt in der SDV.

Genauso hat Meinhardt es ihnen immer gepredigt: »Jeder an seinem Platz, jeder nach seinen Möglichkeiten! Unterwandern heißt, sich innerlich nicht anzupassen, nicht äußerlich, und es meint kein Bekehrenwollen der Schwachen. Unser Kampf ist ergebnisoffen, aber notwendig! Wir müssen warten können.« Meinhardts Vorbild ist die italienische Geheimloge P2, er hat Licio Gelli noch persönlich gekannt.

Hätte Georg nur nie diesen Sven angeschleppt! Wegen seiner Verbindungen zu den HoGeSa-Leuten und der Hooligan-Szene in NRW. Für manche Dinge brauche es nützliche Idioten, hatte er gemeint. Ein Fehler!

Ein Fehler bleibt ein Fehler, denkt Wulf, als er wieder in die gute Stube tritt, und muss ausgemerzt werden. Bei nächster Gelegenheit! Er blickt in die Gesichter all dieser Ahnungslosen ...

I.

»Riskieren Sie den nächsten Schritt.« Hellblau auf dunkelblau und in großen Lettern prangt der Satz auf einem Schild in der Mini-Filiale der Uhlbacher Bank, auf deren beleuchtete Fensterfront Frank Vodenka seit Stunden starrt. Was darunter steht, kann er nicht lesen. Er braucht langsam eine Brille: Die Schrift ist groß, und es sind höchstens 15 Meter von seinem Passat bis zum Bankgebäude.

Die Aussicht gefällt ihm nicht. Allein die grinsenden Visagen, diese glückliche Kleinfamilie, welche die Werber zusammengecastet haben: Häusle-auf-den-Fildern-Wonneproppen, denen der Stolz aufs eigene Heim aus jeder Pore trieft. »Gestopfte« heißen solche bei den Schwaben. So gesehen haben Werber und Models einen guten Job gemacht, junge bis mittelalte Erben mit sattem Ingenieursgehalt sind

genau die Zielgruppe des »Immo-Innovation Kredit 2.0«, der hier beworben wird – den groß geschriebenen Namen des Finanzprodukts kann er gerade noch entziffern.

Frank schwitzt und würde nichts lieber tun, als den nächsten Schritt zu riskieren, aber dazu müsste diese Bande auftauchen. Und den Gefallen tut sie ihm auch heute nicht. Bisher.

Es ist 0,56 Uhr.

Diese Warterei, eine weitere verlorene Nacht! Nervtötend. Er kurbelt die Scheibe herunter. Von draußen dringt die vom Restgeruch des heißen Asphalts und der siedenden Schwüle dieses Tages erfüllte Luft herein, getragen von einem Saharawind, haben sie in der Wettervorhersage gesagt, der die schwitzende Stadt zu verspotten scheint. Wind? Ein heißes Lüftchen, mehr ist das nicht.

Die vielleicht wichtigste Erkenntnis, die das Leben bereithält, lautet, dass es im Wesentlichen aus Warten besteht. Warten auf die nächste Pause, das Mittagessen, den Feierabend, das Wochenende. Glück, das sind die wenigen Augenblicke, an denen man diese Grundtatsache vergisst und nur im Moment lebt. Das gelingt Frank kaum, höchstens auf einer Reise. Aber weil er selbstständig ist, gibt es nie Urlaub.

Es gibt Tage, da hasst er seinen Beruf. Im Großen und Ganzen haben die Leute keine Ahnung! Jeder meint, der Job als privater Ermittler sei vielleicht schlecht bezahlt, aber immerhin aufregend. Klischees, wenn nicht von Poirot oder Marlowe, dann von Matula oder Wilsberg, vernebeln ihnen die Vorstellung dessen, um was es sich bei einem derartigen Broterwerb im Kern handelt: um eine stupide Routinetätigkeit, bei der man überdurchschnittlich oft erbärmlich frieren muss – oder eben, wie heute, schwitzen. Was es auch nicht viel besser macht.

Nüchtern betrachtet, gibt es kaum einen langweiligen Job als den des Detektivs, wenn er einmal von seinen Anfangsjahren absieht, der Sache mit diesem verschwundenen Mädchen, Julia hieß sie, wenn er sich richtig erinnert. Oder der Mord an diesem Germanistikprofessor. Damals war er viel zu leichtsinnig!

Der Alltag in seinem Job sieht jedenfalls anders aus, als seine Freunde es sich vorstellen. Bei den normalen, kleinen Fällen besteht alles, was er außerhalb seines Büros tut, jedenfalls fast alles, aus nicht enden wollender Warterei. Und was er im Büro macht, ist auch nicht gerade prickelnd. Ganz zu schweigen von dem Ärger mit den zahlreichen Kunden, die nicht bezahlen wollen oder können.

Wenigstens wird er fürs Warten bezahlt, und in diesem Fall sogar anständig. Sein Auftraggeber ist die Bank, die Opfer von Daten-Scamming geworden ist. Und die Scammer wird er heute oder morgen, spätestens übermorgen, zur Strecke bringen. Eine neue Form von Kleinkriminalität ist das, die von organisierten Banden betrieben wird. Die Polizei hat nicht die Zeit für solche ausgedehnten Überwachungsaktionen.

Ein Glück, dass die sich dauernd etwas Neues einfallen lassen, denkt Frank. Das sichert ihm das Überleben.

Er gähnt und schaltet die Nachrichten ein. Wieder wird lange von den Geflüchteten berichtet. Am Ende noch zwei, drei andere Meldungen: ein Terroranschlag irgendwelcher islamischer Fundamentalisten irgendwo auf der Welt. Ein Flugzeugabsturz. Die Steuerschätzung des Bundes. Solche Dinge.

Die ersten fünf Minuten sind Tag für Tag und Sendung für Sendung für das Thema des Jahres reserviert: Die erste Million sei da, heißt es. Dafür angeblich das endgültige Aus

der Balkan-Route, dieses Mal, weil auch Mazedonien – oder war es Montenegro?, Frank hört schon nicht mehr hin – die Grenze inzwischen dichtgemacht habe. Ein Zaun werde gebaut. Ungarn und Kroatien haben ihren schon lange fertig ...

Ob es Ungarn sind, derentwegen er hier sitzt? Oder Georgier? Scammer kommen meist aus dem Osten, heißt es. Für Frank ist das nicht wichtig, Kriminelle gibt es überall. Hauptsache, sie tauchen endlich auf.

Er starrt hinaus zu seiner Filiale. Nichts regt sich. Die Falter und Wespen umschwirren ihre Laterne, als gäbe es darin etwas umsonst und nicht bloß den Tod. Vor gut einer Stunde hat er den letzten Menschen gesehen, eine alte Dame führte ihren kleinen Hund Gassi. Ein Dackel, Dackel sind selten geworden. Seitdem sind exakt vier Autos vorbeigekommen. Keine Fußgänger.

Im Großen wie im Kleinen ist es ein Katz-und-Maus-Spiel. Die andere Seite hat eine Idee, jetzt dauert es, bis ein probates Gegenmittel gefunden ist. Die Sache mit dem Daten-Scamming ist so neu nicht mehr, alle paar Monate kommt eine neue Variante. Diese hier ist ausgereift, beinahe perfekt. Alles, was es braucht, ist technisches Know-how und ein, zwei handwerklich fähige Männer. Häufig werden im Auftraggeberland Handlanger angeworben, die auf Zeit ganz legal einer Tätigkeit in Deutschland nachgehen.

Denn Regel 1 lautet: Nie vor deiner Haustür! Die Auftraggeber selbst sind Leute, die man hier als »organisierte Kriminelle« bezeichnet. Diese Leute verlassen ihre heimischen Villen nicht. Sie lassen ihre Leute den Handlangern erklären, wie der Job aussieht. Solche finden sich immer, wo kann man schon mit insgesamt zehn Minuten Arbeit

1.000 Euro machen? Vielleicht zahlen sie inzwischen auch nur noch 500, so genau weiß Frank das nicht.

Dafür, wie die Sache läuft: An einem Abend, an dem sie gerade nichts anderes zu tun haben, marschieren sie in eine Bankfiliale in einem ruhigen Wohnviertel, viele Rentner und Einfamilienhäuser. Wie zum Beispiel hier, im schönen Uhlbach. Dann bringen sie im Bankomaten eine eigens mitgebrachte Vorrichtung an, nicht größer als ein Legostein.

Das ist nicht schwer, wenn man weiß, wie es geht: Die gut gesicherten Geräte, die unser Geld ausspucken, sind auch nur ganz normale Maschinen, die ab und an gewartet werden müssen. Zu diesem Zweck gibt es im Internet Spezialwerkzeug und eine Bedienungsanleitung, wie man das Ding öffnet, ohne den Alarm auszulösen.

Die kleinen Lesegeräte sind passfertig und in ein paar Sekunden installiert. Das Ganze dauert nicht länger als zwei Minuten, und der Automat funktioniert wieder ordnungsgemäß.

Mit einem kleinen Unterschied: Von nun an liest und protokolliert der technische Helfer alle Eingaben im Gerät, und über die Wochen entsteht so eine stattliche Sammlung der Kontodaten überwiegend wohlhabender Uhlbacher Bürger. Beim nächsten Stuttgart-Aufenthalt holen die Scammer ihren digitalen Spion wieder aus dem Bankomaten und bringen ihn zu den Mittelsmännern. Damit ist ihr Job erledigt.

Der Auftraggeber kann jetzt auf Rechnung diverser Uhlbacher Rentner im Internet Goldschmuck, Computer, Flachbildschirme mit 2-Meter-Diagonale, Luxus-Hi-Fi-Anlagen bestellen oder sich im Darknet Waffen besorgen, Drogen und was das Gangster-Herz sonst begehrt. Geliefert wird an irgendwelche Hehler. So könnte der Auftraggeber bei einer Überprüfung leicht beweisen, dass er die Ware nie

bestellt und es sich bei der Lieferung mithin um ein Versehen gehandelt hat. Aber so weit kommt es selten, wozu hat man Freunde bei den Justizbehörden?

Selbstverständlich wird sich der bestohlene Rentner beim Blick auf seinen Kontoauszug beschweren und sein Konto sperren. Aber für die hiesigen Behörden ist es jetzt zu spät. Alles, was von den Tätern bleibt, sind zwei sonnenbebrillte, mit großer Wahrscheinlichkeit »süd- oder osteuropäisch aussehende« Gesichter unter Baseballmützen oder Ähnlichem auf der Videoüberwachung. Ihr Aufenthalt in Deutschland liegt Wochen zurück und niemand erkennt sie wieder, auch wenn das entsprechende Bild bundesweit in »Aktenzeichen XY« ausgestrahlt wird.

Die eigentlichen Auftraggeber findet sowieso keiner. Inzwischen nimmt sich die Bande das Konto des nächsten Rentners vor, dieses Mal ist vielleicht einer aus Bad Godesberg oder Charlottenburg an der Reihe, sie haben genügend Daten.

Die Wiederbeschaffung der 3.876,58 Euro besagten Uhlbacher (oder Godesberger) Rentners übernimmt am Ende heimlich, still und leise das Bankunternehmen.

Franks Rücken schmerzt; weit und breit ist nichts zu sehen. Er will sich kurz die Beine vertreten und steigt aus dem Wagen. Gemächlich geht er in der schwülen Dunkelheit auf und ab und wirft hier und da einen Blick in die hell erleuchteten Fenster; niemand beachtet ihn, für die wenigen am Fenster Stehenden nimmt er einfach ein paar Sekunden lang einen Teil ihres Blickfelds ein, den sie unbewusst registrieren wie ein herumstreunendes Kätzchen oder eine späte Krähe in ihrem Vorgarten.

Er achtet auf Scheinwerfer in der Straße, aber da ist nichts. Er reckt sich ausgiebig, schwitzt und setzt sich zurück in den Passat. Erneut nimmt er seine ewige Dinghaltung an und wartet.